



Wochen

Nr. 22
28. Mai 1900

Münchener illustrierte
Wochenschrift für
Kunst und Leben.



Biedermeiers Liebeslenz

Ein Liedercyclus an Emma, zum Theil mit Herzblood gedichtet

Melancholie

Oh! Verzicht geleistet hätt' ich
Auf dies Leben gern und ganz —
Doch des Schicksals schwarzen Reltlich
Muss ich kosten bis zum Schwanz!

Auf der Zunge meiner Seele
Brennt mich beissend mein Geschick,
Und dies ewige Gequäle
Hab' ich gründlich satt und dick!

Selbstmord könnte ja allstündlich
Meinem Kummer sagen: „Schweig!“
Aber erstens wär' es sündlich,
Und zum Zweiten wär' es feig!

Muthig will ich denn ertragen
Meinetwegen diese Noth —
Doch ich muss schon wirklich sagen:
Manchmal wär' ich lieber todt!

Aber Emma!

Da stehst du um Deine Liebe,
Ich stehe höflich aber fest,
Weil einem solchen heissen Triebe
Sich nicht so leicht gebieten lässt!

Du aber sprichst mit schöner Kühle:
„Mein Herr! Wie kommen Sie mir vor?
Mit was für stürmischem Gefühle
Verleizen Sie mein keusches Ohr?“

Und mit gerümpfter Miene stehst Du
Und wendest Dich empört und stumm —
O theure Jungfrau, sprich: wie gehst Du
Mit einem vollen Herzen um?

Hoffnung

Seht die Hölde, wie sie dasitzt,
Wie ihr sanfter Busen wallt!
Könn' ich nur errathen, was itzt
Ihr durchschauert die Gestalt?



Bernhard Pankok (München)

Ist es jungfräuliches Bangen
Vor der Lieb', als Ding an sich?
Ist es zärtliches Verlangen,
Heimlich adressirt an mich?

Oder wär sie mir im Grunde
Eher ab- als zu- geneigt?
Ach! Was gäb' ich für die
Kunde,
Was sie mir so hold ver-
schweigt!

Jöyll

Wir schritten durch die
grüne Wiese,
Von blauen Blümlein angelacht,
Wir waren wie im Paradiese —
(Natürlich nicht in jener Tracht!)

Es sang die Nachtigall —
doch kann es
Ein Stieglitz auch gewesen sein,
Und jenseits eines dunklen
Tannes
Erhob sich mild der Voll-
mondschein.

Sie trippelte, von ihm beschienen,
Vertrauensvoll in meiner Näh'
Und flüsterte: „Ich häßte Ihnen
Vielleicht ein seidnes Porte-
monnaie!“

Liebesahnung

Mädchen, Du bist einfach reizend,
Zuckersüß und wundernell,
Halb verliebt und halb Dich
spreizend,
Halb naiv und halb kokett!

Deine blonden Zöpfe stiegen
Noch ein wenig backfischhaft,
Aber in den edlen Zügen
Regt sich schon die Leidenschaft!

Wollt' ich heute Dich umfassen,
Rangst Du Dich energisch los —
Doch die Gluth auf Deinen
Wangen,
Ach, wie stand sie Dir famos!

„Freund, ich muss mich jetzt
entfernen.“
Sagtest Du und lachtest schlau,
„Denn ich will ja kochen lernen,
Dass ich's einmal kann als
Frau!“



Emma

Otto Ubbelohde (München)

Erhörung

Es blühte der Garten, es roch
der Flieder

So voll, so gut;
Ich sank vor der Liebsten im
Grase nieder

In wilder Gluth.

„Wenn Sie mich nicht küssen,
Fräulein, so tödte

Ich mich — eins — zwei!“
Da sprach sie mit lieblicher
Wangenröthe:

„Ich bin so frei!“

Wonnewochen

Nach dem ersten süßen Schmatze,
Drum wir uns so lang gequält,
Ging's bei mir und meinem Schatze,
Sozusagen, wie geölt.

Früh des Morgens uns erlabend
An des Küssens Hochgenuss,
Gaben wir uns spät am Abend
Erst den letzten Abschiedskuss.

Jedes hat in stiller Klause
Dann von jener Zeit geträumt,
Wo man auch in dieser Pause
Keinen Augenblick versäumt.

Besinnung

Doch halt, mein Kind! So geht's
nicht weiter,

Denn ungesund ist das Zuviel!
Wir kommen auf der Stufenleiter
Des Fühlens viel zu früh an's Ziel!

So stürmisch liebt nicht auf die
Dauer

Der Mensch, der was auf
Ordnung hält;

Er nimmt es mit der Pflicht
genauer

Und fragt sich: was verlangt die
Welt?

Drum ist es nöthig, abzurechnen
Für kurze Zeit — ich werde jetzt
Ein Wort mit Deiner Mutter
sprechen —

Dann wird die Liebe fortgesetzt!
Biedermeier mit ei



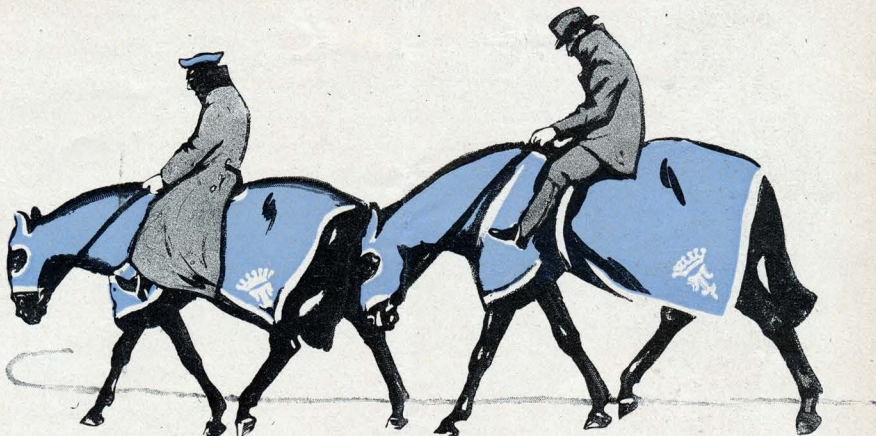
Sie beben stumm und freudetrunken,
Die Erde scheint um sie versunken,

Hinweggeschwunden Traum und Zeit,
Und von der Welt ist nichts geblieben,

Als nur zwei Herzen, die sich lieben,
Allein in der Unendlichkeit.

(Hedolf Friedrich v. Schack, „Deiwonne“)

P. W. Keller-Reutlingen (Fürstenfeldbruck)



Max Feldbauer (München)

Der Münchner und der Herrenreiter

an Feldzug mitmach'n, was net amol a Lust vertragen können. Von dene graue Mäntel will i gar net — —

Srende

Von Amalie Stram

Der Arzt hatte gesagt, daß jetzt alle Gefahr vorbei war. Für dieses Mal jedenfalls. Aber Frau Dorothea hatte besser Verstand. Nach diesem letzten furchtbaren Anfall, der jetzt, wie früher, von ihrem kranken Herzen kam, hatte sie ein paar ruhige Stunden gehabt; aber sie fühlte, daß dies nur eine Galgenfrist war.

Nun lag sie da, schmal und weiß im Bette, die mageren, kleinen Hände über die Wunden der Dede gestützt. Am Zimmer nebenan, in das die Thüre geöffnet stand, lag die Krankenpflegerin in einem Schlafstul.

Dorothea dachte: wenn ich nur dem entgegen kam, daß mein Mann hereinkommt und nach mir sieht und Gutenacht sagt, dann will ich froh sein. Aber er kommt gewiß. Er glaubt, es ist seine Pflicht.

Wenn sie aus dem Bette springen könnte und beide Thüren verriegeln? Springen — sie lächelte bei dem Gedanken. Nein, aber wenn sie gehen könnte. Sich vorsichtig und stille über den Boden schleichen. Und überdies — selbst wenn sie springen könnte, was sie nicht konnte, so würde ja die Krankenpflegerin augenblicklich gelaufen kommen. — Ach, aber dieser Morden, dieser bösliche, selbstmitleidige Morden, der sie ansehen sollte, wenn ihr Mann drinnen gewesen und ihr Gutenacht gesagt hatte und sich umwendete und wieder ging!

Zu denken, daß ein Mensch, an dem sie einmal so unbeschreiblich gegangen, ihr so zuwider werden konnte. Zu, daß sie oft sein unwillkürlich sagte: *Wai, wie gräßlich!*

— Dorothea erhob sich mühsam im Bette und frisch das schwere, traure Haar aus dem Schläfen. Sie wollte aufstehen, ihre Füßer und Waden erhitzen und ein paar Worte an ihre Schwester schreiben.

Sie hob die Bettdecke fort und verstaute, die Füße auf den Boden zu legen. Aber sie konnte nicht. Stille legte sie sich in's Bette zurück, während ihre armen, kranken Finger an der Dede saßen und zitterten.

War sie bewußt, weil sie sterben sollte?

Der Frühling war so lieblich und der Sommer so schön, und bloß dies, zu atmen und zu leben,

war ihr ein unendliches Glück. Und nun mitten im Mai Monat — diesem Monat der wundervollen, jubelnden, neugeborenen Herrlichkeit des Jahres!

„Der Tod ist das Ärgste von allem.“ hatte einmal ein weishafter, jugendbreitiger Mann zu ihr gesagt. Damals hatte sie gelächelt und gedacht, daß gerade das schön sein mußte, jung zu sterben. Doch jetzt — ah, wie viel das Leben sie gelehrt hatte. —

Dieses, nicht ha zu sein — wie war es doch unendlich. Viele Eilen unter der Erde zu liegen in einer vermagelten Kiste und nur Knochen und übelriechender Staub zu sein.

Aber es gab ja seine Hilfe. Sterben mußten ja Alle. Alle. Es galt, die Angst vor dem Tode zu überwinden, sich vertrauensvoll hinzugeben, in der Geheimheit, daß, was auch mit Einem nach dem Tode geschah, es doch das Beste war und blieb, das einzige naturgemäße Maß.

Wie glücklich die gläubigen Christen waren! Sie wußten auf's Haar, wie es ihnen ergehen würde. Und selbst die, die nicht gläubig waren, nur Christen, sie hatten immerhin dies, daß sie sich im letzten Augenblick einbilden konnten, gläubig zu sein, und nach Jesus ruhen und auf die Gnade in Christo bauen konnten.

Das vermochte sie nicht. Und darum war sie so arm und dürftig, so schwach und klein.

Ja, arm und dürftig und schwach und klein. Aber doch so wunderbar stille und unbefümmert, ja beinahe froh. Sie hatte in dieser Zeit, da Schmerz und Krankheit und allerlei Elend ihr aufstießen über sie hereinbrachen, oft nichts Anderes gewünscht, als sich auf die Knie zu werfen, die gelähmten Hände über ihren Kopf zu erheben und unter stürmischen Thänen bei Ewigem anzufragen. Oder das Ewige. Das, das war und ist und sein wird. Einmal, in einer solchen Stunde waren ihre Hände auf den Eseln hinaufgestiegen, vor dem sie kniete, und ihr Mäntel hatte sich gebeugt, und der milde Hauch lag auf den verblühten Händen zur Ruhe gelegt. Und da, in diesem Schlummer kurzer Minuten, hatte sich Friede über sie gelegt. Sie hatte ein unendlich großes, lichtblaues Tuch gesehen, das vom Himmel zur Erde niederhing, und an das Millionen Menschen sich hängten. Mäntel hielten das Tuch hoch oben, Andere tiefer

unten, und Andere hatten nur die äußerste Kante mit dem Daumen und Zeigefinger erhaßt. Tief unten, unter dem hellblauen Tuch strahlte und jubelte und duhdete und beräuselte und verlungerte und verrieth und mordete die Welt sich selbst.

Da riefte sie sich auf und griff häutig nach dem äußersten Zipfel des lichtblauen Tuches, das ihr so nahe war, daß es um ihre Ohren rauschte. Im selben Augenblick ermodete sie und verlor in Gräueln. Unfassbare Freude erfüllte ihren Sinn. Denn sie fühlte sich, wie ein anderer Mensch. Nur wollen, wollen. Der Güte und Liebe unermessliches Tuch war ja um alles Erdendreck gebreitet. Nur darnach greifen, und man war gerettet.

Ach, wie gerne wollte sie doch ein paar Worte an ihre Schwester schreiben, dieses Wesen, das doch so gut gegen sie war. Sollte sie nicht noch ein Mal verabschieden, aus dem Bette aufzustehen? Vorsichtig, vorsichtig, dann ging es schon. — Kurz darauf stand sie vormühergebeugt, vor Schlaflosigkeit zitternd, in ihrem langen Nachtkleid und ludte in ihrer Schatulle nach Papier. Aber es war kein feines da.

Sie konnte ja bei Schlafrock umwerfen und zu ihrem Manne hereinziehen. Er lag ja drinnen im Schlafzimmer und rauchte seine Cigarre.

„Aber nein, nein — das wäre allzu theuer erkauft. Wenn sie nur dem entging, ihn noch zu sehen. Wenn sie nur herben konnte — da sie also wirklich herben mußte — ohne daß er ihr noch vor die Augen kam, ohne daß er zu ihr sprach. Sie konnte ja im allerletzten Augenblick noch die Krankenpflegerin bitten, der Schwester ihren letzten Gruß zu senden. Darüber würde die Schwester sich eben so freuen, wie über ein paar geschriebene Worte. Den letzten Gruß — wie war das wunderbar!“

Sie lag wieder im Bette, die kleinen, mageren Hände an der Dede gestützt.

Da fuhr sie beim Geräusch von Schritten aus dem Nebenzimmer zusammen. Das war ihr Mann. Ach Gott, ach Gott, da kam er.

Die Thüre ging auf, und der Mann, mit einer frisch entzündeten Cigarre im Munde, näherte sich dem Bette.

„Na, wie sieht's?“ fragte er.

„Dante.“



— überhaupt, aus is!"

„Der Doktor sagte, es ist keine Gefahr mehr,“ er sagte an der Cigare.

„Freust Du Dich denn nicht?“ sein Ton klang verächtlich. „Alles geht ja gut, ausgezeichnet gut.“

„Ja,“ sagte sie. „Wißt Du Dich nicht augenmerkend durch die glückliche Wendung, die das Ganze genommen hat?“

„So ein Geschick!“ fuhr er bald darauf fort. „Ja, ja, ja, wie Du willst. Da liegt Du so mürrisch und verdorren, wie ich weiß nicht was, während ein anderer dummg genug ist, sich beizubehalten zu freuen.“

Ihre Augenlider zuckten und die Lippen bewegten sich, als wollte sie sprechen, aber es kam kein Laut.

„Ja, ja, gute Nacht, meine Gnädige,“ er sagte wieder an der Cigare und hauchte eine Rauchwolke von sich. Dann machte er eine theatralische Handbewegung, drehte sich auf den Absätzen herum und ging wie ein Ballkavalier, der zum nächsten Tanz engagiert ist. „Gottlob!“ hauchte sie aus blutlosen, halbgeöffneten Lippen.

Wieder, lieber Gott, dachte sie, als er fort war. Wie können zwei Menschen doch einander auslieben, ohne es zu wissen oder zu wollen. Er ahnte jedenfalls nicht, was für eine Wüste er aus ihrem Leben gemacht hatte. Sie hatte früher geliebt, daß das Leben leer und dürrig war — aber jetzt — in der Ehe mit ihm!

Und er — Säger hätte er mit einer Anderen, einer ganz, ganz Anderen, als der, die sie war, ein glücklicher Mensch werden können.

Es ging ein Stich durch ihr Herz und ihr ganzer Körper erbeute im Krampfe. Sie wollte nach der Krankenpflegerin klingen, aber ihre gekrümmte Hand konnte den Drücker nicht erreichen.

— Ja, ja, in Gottes Namen. Nun war der letzte Anfall gekommen. Der Tod. Der Tod. Sie wollte ruhig sein, aber eine brennende Angst durchdrang sie wie ein Feuerrohr. Sie kämpfte, um nach Hilfe rufen zu können, und sie mußte und qualte sich, mit ihrer lahmen Hand den elektrischen Drücker zu erreichen. Mit

kraftlosen Schmalen der Zunge schnappte sie nach Luft: der Mund war aufgerissen, und große Schweißtropfen bedeckten ihr Gesicht.

Helf mir, errettet mich, laßt mich nicht sterben, sagte es unablässig in ihr. Wie konnte es möglich sein, daß ein Mensch starb, wenn die Seele so frisch und lebend in ihm war?

— Nun noch es nicht mehr in ihrem Herzen. Der Krampf war vorüber, und ihre Glieder sanken zur Ruhe.

Nun kam die Krankenpflegerin und gab ihr eine Morphiuminjection.

Da sehr der gnädigen Frau ist nicht wohl gewesen, die Krankenpflegerin trich mit einem Taschentuch über Dorotheas Stirne. „Warum lautet die gnädige Frau nicht? Soll ich hier drinnen sitzen?“

„Nein, danke! Im anderen Zimmer,“ kam es flüsternd von der Kranken.

Als die Pflegerin fort und Dorothea wieder allein war, fühlte sich eine lindende Ruhe über sie. Aber es währte nicht lange, so wurde sie von wunderlichen Bildern aufgetrübelt.

Sie sah in einem Café in Paris, und da kam ein winzig kleiner Mann herein, kaum eine Elle hoch, ohne Hut!! Er glitt wie auf kleinen, unsichtbaren Rädern über alle Tische dahin und grub seine schwarzen Zähne in die Schenkel der Wähe, so daß das Blut floß. Alle waren wie schreckgelähmt, und Niemand wagte, sich zu rühren, oder irgend Etwas zu beginnen. Da kam ein großer, schwarzer Hund und belste den kleinen höflichen Mäuschen ins Gesicht: das warf sich augenblicklich über das Thier und biß es in den Nacken. Der Hund flüchtete heulend durch ein offenes Fenster, aber das Mäuschen war auf seinem Rücken und hauchte seine glühenden Zähne tiefer und tiefer in den Hals des Hundes.

— Dann war sie auf einer großen Eisenbahnstation und hielt ein schönes kleines Kind in den Armen. Gerade gegenüber auf der anderen Seite der Station stand ein Mann und winkte ihr zu. Es war der Mann, der sie in ihrer Jugend geliebt, der sie alle Werte des Lebens kennen gelehrt und den sie verrathen und verlassen hatte. Nun stand er da und winkte ihr zu. Wie konnte es doch sein? Er war ja seit lange todt, und sie hatte einen anderen geheiratet, den mit der ewigen Cigare und dem höchsten selbstzufriedenen Nacken. Aber da stand er, da stand er. — Kurz nach ihm mit einem rasenden Geißt ihr langes, schlängelndes Bild zu sehen, drückte das Kind enger an sich und sprang über die Schienen. Nun selbst Du kam ein Zug herangebraust. Es schauerte und freudte und brauste und pflü. Blüthengel wendete sie sich um, sah, daß es keine Rettung gab und lachte sich mitten auf die Schienen, mit dem Rücken zum Zug, das Kind an ihrem Herzen und von ihren Kleidern umhüllt. In der nächsten Sekunde war der Zug da. Er germalte sie völlig. Sie und das Kind.

Wieder war die Krankenpflegerin da, gab ihr einen Trunk Wasser und ging wieder. Sie hatte das also nur geträumt. Geträumt, daß sie ihn geliebt. Ihn, den Einen, Cingien. Geträumt, daß er ihr zugewinkt, und daß sie, um zu ihm hinüberzufliegen, das Leben eingelebt hatte. Ihr eigenes und das des Kindes.

Ja natürlich. Niemals würde sie ihn wiedersehen. Niemals das Leid wieder gutmachen, das sie ihm zugefügt. Selbst wenn die Töbten ihn der Lebenden zeigen könnten, er würde doch nicht kommen. Er würde ja nicht, wie sie getrauert. Wie tief, wie inbrünstig sie bereut hatte. Wie sie geweint, ihn beweint. Ihn, den Liebesvollen, der gleichsam aller Wüste ewiger Quell war. Ihn, der sie in seine heißen Arme genommen und sie beim gerungen hatte. Ihn, in sein Gemüth. Ihn, der ihr sein Leben weihen, der sie gut lieben wollte, und der gestorben war, mitten im Kampfe um die fruchtlose Arbeit, die sich selbst ähnlich zu machen.

Und nun lag sie da und sollte sterben, sie auch. Ja, sterben, sterben. Das wäre ja das höchste Glück, wenn der Tod sie hinauf in seine Nähe bringen könnte.

— Aber man lebte ja nicht, nachdem man gestorben war. Und selbst wenn man lebte, so dürfte sie nie in alle Ewigkeit dorthin kommen, wo er war.

„Ja, wenn es nun mehr war, daß das Leben längere wie Segelener auf die Seelen der Todten wirkte?“

Ja, dann konnte Hoffnung für sie sein. Hoffnung, daß sie sich würdig gelitten hatte, ihn wieder zu finden.

„Wißt Du leiden und trauern auf Dein übriges Leben lang?“ klang plötzlich eine tief, sachte Stimme dicht an ihrem Ohr. „Wißt Du leiden und trauern, so tief und schwer ein Mensch es vermag, um ihn wiederzufinden und zu erlangen?“

„Ja. Ich will.“

„Wähle,“ sagte die Stimme. „Du kannst heute Nacht sterben, und Deine Leiden sind vorüber. Aber da, wo Du dann siehst, trittst Du den nicht, nach dem Deine Seele verlangt.“

„Ich will leben; ich will leben; ich will hundert Jahre auf einem Scheiterhaufen liegen, um ihn wieder zu finden.“

Sie dachte nach einer Antwort der tiefen, lauten Stimme, dicht an ihrem Ohr, aber es kam Nichts.

„Nun sollst Du also hundert Jahre leben und leiden,“ dachte sie, „auf einem Scheiterhaufen liegen, unablässig. Wißt Du das?“

„Ja und Amen,“ sagte es vollstimmend in ihr. Da glitt die Thüre gerade gegenüber ihrem Bette lautlos auf und der Tod kam herein. Er war jung und stark, mit braunen Locken und dem schäntlichen Hals, und sein Gewand war von weingrüner Farbe, wie das leuchtige Laub der Sommerbäume. Die Wundenkanten auf Silber und Gold waren leuchtend wie ein Antlitz, und keine Miene war unangenehm ernst. Starr und still stand er vor ihrem Bette und sah sie an. Es lag gleichsam ein Dutt hummerndes, süßen Stölges um ihn.

Sie fand die Kraft, sich zu erheben und die kleinen magern Glieder auszustrecken.

„Nimm mich nicht,“ sagte sie flüchelnd. „Ich soll leben und leiden, um von einer Unwissenheit zu einer Wüsten zu werden.“

Da erhob der Tod mit einer blitzschnellen Bewegung seinen Arm, und über sein marmornes Antlitz zuckte es wie ein Feuerzittern.

„Zieh,“ sagte er und wies.

Sie sah, wohin der Tod gewiesen, und erblickte etwas Leuchtendes auf dem Gipfel eines dunklen Hügels.

„Zieh,“ sagte der Tod und streckte abermals die Hand aus.

Und sie sah. Das Leuchtende auf dem Gipfel des dunklen Hügels war er. Er, der Einzige, der Gelebte, der Vermittelte, der Beweinete.

Das schöne Gesicht war ein wenig purpurroth, und die ganze Gestalt brühte Kraft und Frieden aus. In seiner edlen Hand stand sie selbst. Auf ihren schwachen, elenden Fingern stand sie. Sie war nicht nackt wie er, sondern trug ein Gewand, das über ihre Brüste reichte. Den Kopf hielt sie demüthig geneigt, und ihre Schläfe ruhte an seiner Brust. Er hatte den Arm eng um ihre Schulter geschlungen, und von seinem Antlitz strahlte milde, mahnende Siegesfreude.

Da neigte der Tod sich langsam hinab, legte seine warmen Hände um ihre kalte Stirne und drückte ihr Antlitz an sein sommergrünes Gewand.

(Zuschau von Francis Warr.)

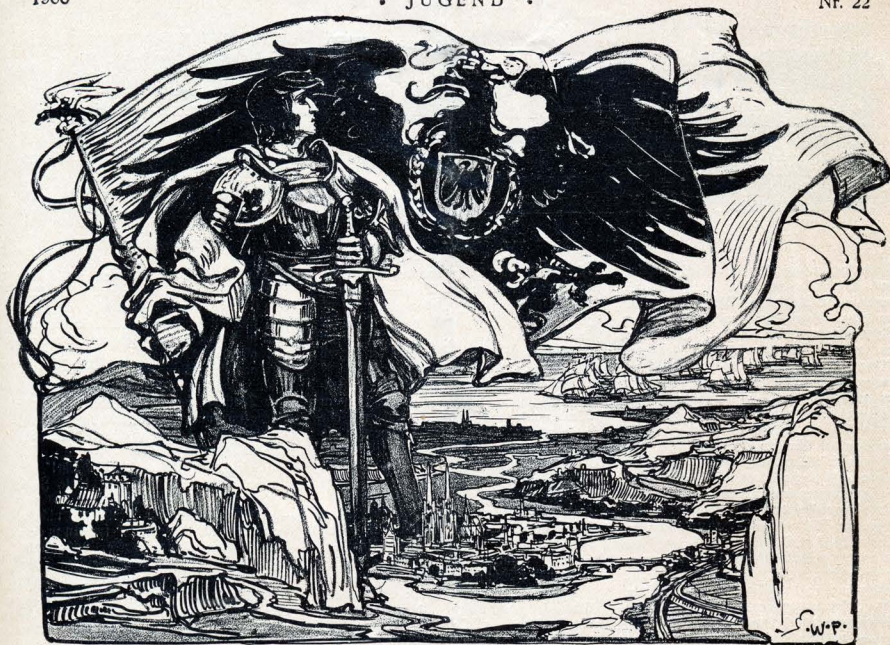




Im Münchner Hofgarten

Paul Rieth (München)

Erzieherin: „Dass Sie mich heirathen wollen, ist ja sehr schön von Ihnen; aber woraufhin? Sie sind ja doch noch nichts.“
 Junger Künstler: „Nichts? Erlauben Sie, — ich bin Mitglied des Goethebundes.“



Walther Püttner (München)

Kaiser Wilhelm II.

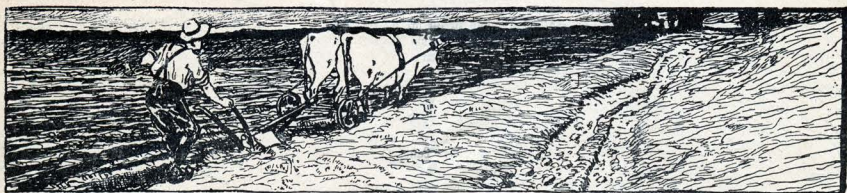
Ich rief im Stillen mir das Vergangene zurück, um, nach meiner Art, daran das Gegenwärtige zu prüfen, und das Künftige daraus zu schließen, oder doch wenigstens zu ahnen. Goethe.

Betrachten wir die geschichtliche Stellung Kaiser Wilhelms des Zweiten, so ist die große mittlere Thatfache diese: er ist überhaupt der erste deutsche Kaiser. Er ist es historisch, und er ist es, weil er weiß, daß er es ist. Wohl hat es während 450 Jahren, von der Krönung Karls des Großen bis zum Tode Friedrichs des Zweiten (mit Unterbrechungen), in Deutschland echte Kaiser gegeben, doch römische, nicht deutsche. In Karls des Großen offizieller Titulatur hinst ganz beiseite nach: „et per misericordiam Dei rex Francorum et Langobardorum“; Kaiser ist er aber als: „Romanum gubernans imperium“. Die Römer sind es, die ihn zum Kaiser ausrufen und von Byzanz erbittet er die Bestätigung seiner Kaiserwürde. Der Begriff des „Deutschen“ ist hier ohne jeden Belang. Wir begeben also nicht bloß einen historischen Schitzer, indem wir Barbarossa statt des großen zweiten Friedrich im Kyffhäuser harren lassen, sondern diese ganze Vorstellung eines wieder ins Leben gerufenen, früher schon dagewesenen deutschen Reiches ist grundfalsch und verhindert das Verständnis der Gegenwart. Freilich spukt schon früh bei den Schriftstellern ein „rex Teutonicorum“, ein „deutscher König“, doch rechtlich und

urkundlich wird ein derartiger Begriff erst im Augenblick anerkannt (Ferdinand I.), als jenes Augenblick den Thron bestiegen hatte, welches durch die geographische Lage seiner Länder und die Zusammenstellung seiner Völkerchaften nicht herufen sein konnte, die wirkende Kraft zur Bildung eines echten deutschen Reiches abzugeben. Ein wirkliches „deutsches“ Reich gibt es erst seit 1871. Kaiser Wilhelm I. aber hat sich zur Annahme der Kaiserwürde förmlich zwingen lassen, und zwar nicht aus Demuth oder Rücksicht, sondern weil, wie Bismarck bezeugt: „er mehr die Macht und Größe Preussens als die verfassungsmäßige Einheit Deutschlands im Auge hatte“ (Grimm. II, 57). Auch bei dem nachmaligen Kaiser Friedrich fand Bismarck nur ein bedingtes Verhältniß für die Idee eines echten deutschen Kaiserthums. Dagegen erfüllte das Bewußtsein seiner einstigen Kaiserwürde Wilhelm II. von Kindesbeinen an.

Für die geistige Entwicklung einer in einem entseidenen historischen Augenblicke wirkenden Persönlichkeit ist es nun von ausschlaggebender Bedeutung, in welchem Verhältniß die fortlaufende Bewegung der politischen Ereignisse zu den fortlaufenden Phasen des Lebensalters dieser Persönlichkeit steht. In diesem Falle ist das Verhältniß ein äußerst günstiges.

Nicht allein hat der jetzt regierende Monarch gegen seinen Nachbarn das Schwert gezogen und erblickt ihn darum selbst der Feind schuldlos, blutlos — dies ist doch mehr ein äußeres, wenn auch nicht unwichtiges Moment — nein, die letzten Stadien in der Entwicklung des neuen Reiches hat er selber miterlebt. Hat er auch nicht gelochten, er war doch schon sieben Jahre alt, als der innere Feind des im Entstehen begriffenen Deutschlands auf's Haupt geschlagen wurde, und als elfjähriger Knabe hat er es erlebt, wie sein Vater, sein Großvater, seine ganze Familie und mit ihr alle wehrbaren Männer Deutschlands gegen den äußeren Feind in den Krieg zogen und er hat mit eigenen Augen gesehen, wie sie ruhmgeliebt heimkehrten. Das Werden des Reiches ist ihm also ein persönliches Erlebnis, nicht eine vom Lehrer vermittelte Chronik, und das ist ein soßbarer Beis. Nichts kann geeigneter sein, einem zum Ueberwältiglichen geeigneten Charakter zu zügel und zu festigen, als das Erlebnis großer Ereignisse. Denn diese fäst er mit bestehen eingeborenen Bewußtseinsfähigkeit dann auf und sie wirken richtunggebend auf sein ganzes Leben. Ich kann behaupten, ich weiß es aus Erfahrung. Denn als der große Krieg ausbrach, war ich in Gms, ein



Fr. Hegenbart (München)

Knabe nur wenig älter als Prinz Wilhelm, und sollte ich hundert Jahre alt werden, nie werde ich die Abfahrt des Königs nach Berlin vergessen. Begeisterung, wilde Freude und Hohn wechselten in den Blicken und den Stimmen der dem Fürsten unaussprechlich zujubelnden Menge; er aber, sonst so wohlwollend, stand regungslos am offenen Fenster, die edlen Züge wie versteinert in dem Ausbruch des höchsten heiligen Ernstes, und es lag in dem Auge eine solche Tiefe der Trauer, ein so tragisches Bewußtsein der Verantwortung vor Gott, daß sich mir die Achse aufschürte und ich dem hohen Herrn wohl die Hand hätte küssen wollen, doch ein Hoch hervorbringen unfähig gewesen wäre. Das ganze Geschlecht der Hohenzollern rief dieser eine Blick aus der Vergangenheit hervor. Der in schäudernder Soldatengefährlichkeit dahind, war mehr als ein Mann, er war die Verkörperung eines Geschlechtes; ich erfuhr, was es bedeutet, König zu sein; der Blick schien von weit her, über Jahrhunderte von Noth und Kampf und Sorge zu kommen, und ich sah, wie weit hinaus, unbereit, doch nicht habend, sondern als läge er Kampf über Kampf sich aufzuräumen. Wer als Erbe diesen Mann am Werke gesehen hat, wird niemals leichten Herzens sich auf Abenteuer einlassen. Zugleich aber mit diesem tollkühnen Schatz der Erfahrung besaß der junge Kaiser etwas, was nur eine sehr wohlwollende Verheißung damit verknüpfen konnte, nämlich die Günst, jung auf den Thron gekommen zu sein. Wilhelm I. und auch Bismarck sind beide Vollender; für Beide ist es charakteristisch, daß sie in ein Gebäude, an dem schon Geschlechter gebaut, den Schlüssel einfügten. Wilhelm I. vollendet die spezifisch „preussische“ Mission des stolzen Hohenzollern; Bismarck vollendet — eigenwillig, übermächtig, selbstherrlich, titanenhaft — das, was Generationen der besten Deutschen nicht nur erlebten, sondern auch vorertritten und gegründet haben. Jetzt galt es aber ein Neues: das zum ersten Mal in der Geschichte seit geistige Reich der Deutschen mußte nun wissen, was es mit der neuen Macht beginnen wollte. Jede Blüthe birgt Samen, jede Erfüllung trägt keine neuen Lebens, jeder Zuwachs an Kraft bedeutet einen Zuwachs an Pflichten. Zurückblende auf die glorreiche Reihe seiner Ahnen, mußte der gekrönte Gemaltheber erkennen, jetzt habe die freilebende Zeit, indem sie sein Haus immer höher emporhob, eine Lage geschaffen, analog derjenigen, in welcher der Große Kurfürst die Regierung übernahm, analog nämlich insofern es jetzt gilt — durch eine Vereinigung von klarem, hochfliegendem, phantasiemächtiger Gestaltung der im Werden begriffenen veränderten Weltlage, verbunden mit einer lebensfähigsten diplomatischen Inter-

essenpolitik, den Gegnern und den höchst unzuverlässigen Freunden zum Trotz — die Grundlage zu einem neuen, erweiterten Deutschland zu legen. Und hier wie dort konnte eine derartige Aufgabe nur von einem Mann in Angriff genommen werden, der in der Hülle der Jugend sie übernahm. Das Wort vom „neuen Kurs“ ist ein weltgeschichtlich viel tieferes, als die Zeitgenossen ahnen; es bezeichnet einen historischen Wendepunkt. Und wurde es auch, wie alle solche Worte, halb unbewußt gesprochen, so ist es doch keine zufällige Wendung. In einer seiner letzten Reden rief der Kaiser aus: „Wissen wir uns uns her: wie hat seit einigen Jahren die Welt ihr Antlitz verändert! Alte Weltreiche vergehen und neue sind im Entstehen begriffen.“ Dieser Mann weiß genau, um was es sich handelt, und mit dem schmerzhaften Ungestüm jugendlicher Frustlosigkeit hat er die Aufgabe erkannt und glaubt fest (wie es in einer vor zehn Jahren gehaltenen Rede heißt): „daß es den Deutschen gelingen wird, viele Dunkel und dunklen Stunden zu überwinden und das fräftigen Bestreben ihr Ziel zu erreichen.“ Doch ist bei ihm dieses Bewußtsein ein so lebendiges, daß zu der Juvendkraft sich auch Sorge gesellt; denn der durchschnittliche deutsche Adels- und Vierzehnjährige kommt sich in der neuen Verhältnisse des Reiches und glaubt alles erfüllt; er ahnt nicht, daß die schwerste Arbeit jetzt beginnt, daß es jetzt gilt, erhabeneren Idealen mit Aufopferung und eifern Willen nachzusehen; anstatt das gemeinsame Werk zu fördern, anfängt es hemmend im Wege, so daß dieser hellblickende Kaiser — dessen Augen in so charakteristischer Weise zwischen schwärmerischer Enthusiasmus und kaltem, hartem Willensgebot wechseln — vor kurzen Tagen mühte: „Mit dieser Sorge habe ich beobachtet müssen, wie langsame Fortschritte das Interesse und das politische Verhältnis für große weltbewegende Fragen unter den Deutschen macht.“

Ich habe nicht die billige Rolle eines Propheten zu übernehmen, doch steigert sich meine Juvendkraft, wenn ich diesen Mann im Laufe einer schon zwölfjährigen Regierung — gestützt durch das allgemeine Wohlbild derjenigen, welche nicht auf weltübergehenden Gipfeln stehen, und Schritt für Schritt vor dem engberichtigten Adel der Welt bekämpft — dennoch alle Hauptforderungen, wie sie sich aus dem Bewußtsein des neu zu Schaffenden ergeben, unverändert im Auge behalten und mit großem Geschick in günstigen Konjunkturen immer wieder vorbringen und nach Möglichkeit durchsetzen sehe. Nur mit sporadischer Kürze kann ich das Gemeinte hier andeuten; ich wähle zwei Punkte: der einen die Seemacht, nach innen die Sprache.

Ob die kleinen Nationen von der Weltkarte verschwinden werden, darf man billig bezweifeln; doch de facto wenn auch nicht de jure sind sie bereits den großen unterworfen, und zwar in Folge eines schon Jahrhunderte währenden, offenbar wirtschaftlich bedingten unentzerrbaren Entwicklungsprinzips. Und aus demselben Prinzip entnehmen wir die unbewiesene Tatsache, daß die vier oder fünf Großmächte nur unter der einen Bedingung groß bleiben können, daß sie größer werden. Nie war der Negativraum

„Mein Vaterland muß größer sein!“ für die Deutschen jegetmäßiger als heute. Zweihundert und fünfzig Jahre trennen uns vom Großen Kurfürsten; daß Deutschland nicht zu irgend einer Art „Reichreich“, sondern zu einer selbstgeschlossenen Nation wurde, verdankt die Welt in erster Reihe dem „genialen Scherblid“ dieses Mannes, indem seiner Thatkraft und der seiner Nachfolger. Wenn aber das neue Deutsche Reich innerhalb der nun folgenden zweihundert und fünfzig Jahre nicht zu einer weitausgehenden Weltmacht heranwächst — und dies hängt nur und allein von seinem Willen ab — so schmündet es, in Folge der relativen Abnahme, aus der Reihe der Großmächte und leidet Ueberfluß an Bevölkerung, sowie der größte Teil seiner unvergleichlichen geistigen und moralischen Leistungsfähigkeit dient der Größe anderer Völker. Millionen von Deutschen sind dem Vaterlande schon im Laufe des 19. Jahrhunderts verloren gegangen. Von dem Großen Kurfürsten dürfte es feststehen, daß er kein Kaiser zu früh auftrat; die Lage war eine so verzweifelte, daß der eine Mann sie nicht mehr retten konnte und es ohne das Genie seines Urenkels für Preußen und Deutschland schon zu spät gewesen wäre. Von Wilhelm II. wird man einst dieselbe sagen. Der Ueberfluß muß doch einsehen, wenn er nur einen Augenblick aus dem engumgirteten Interessentriebe seines Geistes und Morgen aufzublicken vermag, daß in dem Wettbewer um Kolonien nicht eine Stunde mehr zu veräumen ist. Und daß dieser Kaiser vom ersten Tage seiner Regierung an die progressive Ausbildung der Flotte als ein Hauptziel erkannt, daß er die technische Ausbildung auf diesem Felde sich persönlich angeeignet und somit als Sachkundiger eine Dore des Großen Kurfürsten — die so lange hatte ruhen müssen — wieder aufgenommen hat, das bedeutet so enorm viel, daß jeder einsichtige Mann billig über manches andere hinwegsehen sollte, was ihm an den Aufzeichnungen des Kaisers nicht behagen mag. Ohne Flotte läßt sich gar nichts machen; mit einer großen

) Rede Kaiser Wilhelms II. am 1. Dezember 1890.

Flotte ausgerüstet, betritt Deutschland die Bahn, welche Cromwell England eröffnete, und kann und muß selbst darauf insistieren, die erste Macht der Welt zu werden. Es hat die moralische Berechtigung dazu und daher auch die Pflicht. Und zwar sind Eroberungen mit Waffengewalt durchaus nicht das Ausschlaggebende; ist erst die Macht da, so stellt sich schon der Besitz ein — die Geschichte der englischen Kolonialbesitzungen bezeugt es; und anschließend auch für den materiellen Vorrath ist nicht so sehr der materielle Besitz, wie jene moralische Verthung, die auf Macht beruht und die vor allem in der Sprache sich kundthut. Man betrachte nur die Fortschritte der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten seit dem Krieg von 1870!

Dies ist nun der innere Kernpunkt jeder nach außen gerichteten Politik: die Sprache. Hierbei handelt es sich um etwas noch Größeres als das deutsche Reich, es handelt sich um den deutschen Geist. Denn läßt man lediglich wirtschaftliche Fragen in Betracht, so könnte man sagen, es sei gleichgültig, ob der Erzeleber Fabrikant und der Hamburger Abbeier mit einem Chinesen oder einem Engländer handelt und ob der betreffende Chinesisch oder englisch redende Correspondent deutscher Herkunft sei oder nicht. Von Wollsten kann man aber wie von Individuen behaupten: sie leben nicht um zu essen, sondern sie essen um zu leben. Das nationale Leben ist nichts — und gewiß seiner Fülle werth — wenn nur ihm nicht einen Inhalt geben, und die Form dieses Inhalts ist unzer trennlich an die Sprache geknüpft. Wer aber Form sagt, sagt viel; Form und Stoff lassen sich nicht scheiden. Eine Sprache kann dem Geist Flügel geben und dadurch den Inhalt des Lebens zu einem herrlichen gestalten; dagegen kann der Verlust einer Sprache dem Geist die Flügel andrücken und ihn somit unfähig machen, die Gedanken zu denken, für die er seinem Wesen nach bestimmt war. Und seine Ueberzeugung hege ich fester und heiliger, als die, daß die höhere Kultur der Menschheit an die Verbreitung der deutschen Sprache geknüpft ist. Ich sage das, als ein Engländer, der seine Mutterzunge innig liebt und der sich von einem Jakob Grimm über die Unvergleichlichkeit mancher ihrer Eigenschaften hat belehren lassen. Die englische Sprache ist aber eine Sprache der Extremen: Extale oder Geschäft; sie ist nicht die Sprache der Wissenschaft und nicht die Sprache der Philosophie; in ihr führt kein Weg weiter zu neuer Kenntniss und neuer Erkenntniss. Nun wurde aber vor vier Jahrhunderten die deutsche Sprache von zwei und einhalb so viel Menschen wie die englische gesprochen, heute — in Folge der Weltstellung der alles an sich reisenden, mit sich amalgamirenden Völkern — verhält sich die Verbreitung der deutschen Sprache zur Verbreitung der englischen wie 2 zu 3, und in nur hundert Jahren, wenn es so weiter ginge, in nur 100 Jahren, wenn es so weiter ginge, in nur 100 Jahren (nach Carnac's Berechnungen). Außerdem hat schon jetzt die russische Sprache die deutsche fast

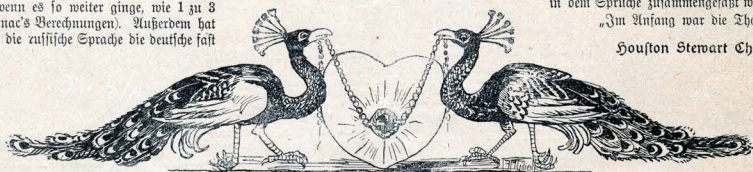
überflügelt. Das ist für die europäische Kultur und namentlich für die Zukunft der edelsten germanischen Menschheit ein unerträgliches Unglück. Jener erhabene Deutsche, Richard Wagner, sprach ein großes Wort, als er sagte, die Deutschen seien „zu Veredeln der Welt bestimmt.“ Diese veredelte Mission ist an ihre Sprache geknüpft; denn nicht die deutsche Industrie und der deutsche Handel, sondern die deutsche Wissenschaft, die deutsche Philosophie, die deutsche Kunst und — so Gott will — die deutsche Religion sind es, welche die Welt veredeln können und sollen. Und darum, wer diese Sprache verbreiten hilft, ist mein Mann, mag er es anfangen, wie er will, und mag er selbst alle Gegner über die Klinge springen lassen; nur ein Kaiser, der diese Aufgabe erfüllt, ist ein echter Kaiser der Deutschen. — Das alles sind bloß halbe Andeutungen eines Themas, über das man ganze Bücher schreiben müßte, und zwar mit Verblut, nicht mit Tinte. Sie genügen aber, damit man zu dem Manne Vertrauen faßt, der kaum zwei Jahre auf dem Thron saß, als er eine durchgreifende Reform des deutschen Schulwesens anregte, und zwar mit dem einen bestimmten Zweck, fortan die deutsche Sprache beim Unterricht „Mittelpunkt“ sein zu lassen. „Wir sollen Deutsche erziehen, und nicht Griechen und Römer!“ rief der Kaiser bei jeder Gelegenheit aus. Das er hier wie bei der Flotte nur wenig bisher erreichte, daran ist Schuld, daß er nicht verstanden wurde. Wahrscheinlich, es ist ein tragisches Schicksal, heutzutage ein weltbildender Monarch zu sein; den schattenhaft vernehmenden Gestaltungen des Tages entrückt, überläßt er weite Zusammenhänge, das Herz ist voller Gaben, die Hand wäre thatenmächtig, er hat alles, nur nicht die nötige Gewalt. Democh brauche ich nicht erst statistisch nachzuweisen, wie viel der Kaiser trotz aller Mängel, über sich die Gipfel besser als die Meerestiefe überbilde: und wenn ich auch die heftigsten Oppositionen begreife, die sich so vielfach Luft macht, ich mich geteilen, ich sympathisire mehr mit dem Kaiser als mit seinen Verblündern. Mit Goethe bezeichne ich: „mein Gemüth neigt zur Ehrerbietung.“ Ich glaube aber an Gottesgnadenthum, ich glaube aber an die zwingende Macht eines großen Geschlechtes, welche den Ohnmächtigen stützt und den Mächtigen hebt, und welche — vor Allem — dem Individuum eine überindividuelle Konsequenz und dadurch ganz besondere Fähigkeiten verleiht. Und ich meine, was man zunächst von einem Kaiser zu fordern oder zu erhoffen

hat, ist, daß er ein guter „Kaiser“ sei; dieser ist noch mehr, er ist ein sehr bedeutender; und das kann ich behaupten, ohne in den Enobismus der Anbetung, noch in die Noth der Anpreisung zu verfallen.

Daß es über eine so fesselnde und zugleich so genialism zum Widerspruch reizende Persönlichkeit noch viel zu sagen gäbe, bedarf keiner Versicherung. Ich habe aber heute nur den „Kaiser“ im Menden, nicht den „Menschen“ im Kaiser in Betracht ziehen wollen. Und so möchte ich mit einem Hinweis auf jenen Punkt schließen, wo Kaiser und Mensch in einander übergehen: die Religion. Des Kaisers anachronistische Nechtgläubigkeit wird viel kritisiert; ich theile sie nicht, ich halte sie aber für eine Grundfeste zugleich seiner Persönlichkeit und seiner monarchischen Kraft. Das Eitit deutlich bei der Feier der Akademie der Wissenschaften war willkürlich gewählt und sicher nicht im Sinne des Dichters ausgelegt, doch hat Goethe im Elystium gewiß wohlwollend dazu gelächelt. Dem freilich verleiht Glaube allein die höchste Macht — das sehen wir wieder bei den Büren. Und ich es auch nur die Richtung des Gemüthes, nicht die Gestalt des Geistes, welche von Wichtigkeit ist, des Kaisers naive-sichtliche Religion wird doch den Millionen des Volkes zugänglich sein als Goethe's Religion der Ehrfurcht vor sich selbst und als Kant's und Schiller's nahe verwandte Religion der stillen Autonomie. Und Wilhelm II. weiß, daß ein Volk und ein König ohne Religion nichts wahrhaft Großes vollbringen können. Auch hierin bewährt er sich als ein geborener, echter Kaiser.

Die Regierung Wilhelms II. trägt den Charakter eines ausgehenden neuen Morgens. Der Veteran des vergangenen glorreichen Tages begreift nicht dessen Verdrängung, er kann ihm seinen Geisnand abgewinnen; der Zukunftsfeindwämer, die mehr oder weniger blonde Bestie der Dämmerung, begreift dagegen nicht, daß das Deutsche im Geiste wurzelt und daß jede Gegenwart in wesentlichen Dingen eine Wiederholung der Vergangenheit sein muß — weil die Lebensgelege dieselben bleiben. Uns fehlt die Unmittelbarkeit, die Unbegrenztheit der Aufschauung; die Abendstimmung, um nicht zu sagen die Nachstimmung, malt vor, die Gule ist unter spiritus familiaris; und während die junge Zeit auf fernem Hofe dem neuen Morgen entgegenbraut, taumelt wir brütend am Boden, schauen alle Schadel heraus, verfallen die Lust mit modrigen Literaturen, theoretisieren über das, was war, und ruhen nicht, bis wir die lebendige Gestalt dessen was ist, des gottähnlichen, zeugenden, gegenwärtigen Menschen zur wandelnden Mumie des verneinenden Kritikers verdrückt haben. Setzt jedoch bei der Tag die Nacht, Siegfried den Wurm bezieht; auch bei uns soll es anders werden; und in dessen Licht schon auf dem neuen Throne des Reiches der Zukunft ein Mann, dessen Wesen in dem Sprache zusammengefaßt werden kann: „Im Anfang war die That.“

Houston Stewart Chamberlain



Als Kräftigungsmittel

für
Kinder und Erwachsene
unerreicht!

Dr. med. Hommel's Haematogen

Warnung vor Fälschung!

Herr **Dr. med. Küppel** in **Rzeszów** (Galizien) schreibt: „Mit Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zwei Fällen von Lungenschwindsucht mit hochgradiger Blutmangel und vollkommener Appetitlosigkeit sehr gute Erfolge erzielt. Schon nach Verbrauch einer Flasche besserte sich sowohl das Aussehen, als auch der Appetit bedeutend.“

Herr **Dr. med. Pust**, Stabsarzt in **Posen**: „Dr. Hommel's Haematogen hatte bei meinem durch Keuchhusten arg heruntergekommenen Kinde einen geradezu verblüffenden Erfolg. Die Esslust nahm täglich mehr und mehr zu, das Fleisch wurde wieder fest und die Gesichtsfarbe eine blühende.“

Ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81,391). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweißverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Geschmackszusätze: chemisch reines Glycerin 20,0, Malagawein 10,0. — Depots in den Apotheken und Droguerien. **Lieferant** mit Hunderten von ärztlichen Gutachten gratis und franko.

Man verlange ausdrücklich
Dr. Hommel's Haematogen.

Nicolay & Co., Hanau a. M., Zürich u. London.

Humor des Auslandes

Bettler: Mein Herr, haben Sie Mit-
leid mit einem unglücklichen, arbeits-
losen Familienvater.

Philantrop: Ich gebe niemals Geld,
mein Lieber, aber ich will schauen, ob
ich Sie nicht bei mir beschäftigen kann.
Was sind Sie denn von Profession?

Bettler: Sargmacher!

Philantrop: !!!

[(Pele-Mele)]

Kitty: Ist er reich?
Letty: Und wie! — Wir kennen uns
nun schon sechs Monate, und er ist
noch nicht ruiniert.

[(Answers)]

Notiz!

Das Titelblatt dieser Nummer ist von
Fritz Erler (München).

Parfümiertes Waschwasser



reinigt
ebenso-
wenig die
Haut, wie
ein parfü-
miertes
oder anti-
septisches
Mund-
wasser die
Zähne in
ausreich-
ender
Weise
reinigt.

Seife ist zu allen Reinigungszwecken
unbedingt erforderlich. Dieser Erwägung
verdanke **Dr. Dralles flüssige Zahn-
seife** (Sapodon) ihre Entstehung und
überraschend grosse Verbreitung.

Gratis interess. Sendung
geg. Retourmarke, discr. 30 Pfg.
Kunstverlag Dessau, Hamburg 1.



Savoy Hotel Albertshof Dresden

vereinigt den höchsten Luxus
mit durchaus mäßigen Preisen.

Man verlange den Prospekt — ein Kunstwerk!

Badbronn-Kestenholz

I. Els. (Bahnhofstation.)

Reizende Lage an waldigen Bergen. Bequemster Ausgangspunkt für alle Voge-
touren. In nächster Nähe die **Heilkurgänge**. Stark **Itiumhaltige**
Kochsalzquellen mit schwefel-, kohl-, u. kieselsauren Salzen. Vorzügliche Erfolge bei
Rheumatismus, Gicht-, Stein-, u. Blasenleiden, Bleichsucht, Magenkrankheiten,
Skrophulose u. natürlichen Erkrankungen. Neugefundene kräftige **Stahl-
quelle**, **Wasserheilanstalt**, **physikalisch-diätetische Behandlung**.
Im Carhotel (neue Verwaltung) vorzügliche Verpflegung, mäßige Preise. Gute
Kurmusik. Saison: Mai-Oktober. Prospekte u. Analyse durch die Badeverwaltung.
Dirigierender Arzt und Besitzer: **Dr. W. Pollack.** Die Badeverwaltung: **Hans Berling.**

Nordseebad

Kühler Sommer.

Warmer Herbst.

Herren-, Damen-,
u. gemeinschaftl.
Bade-Strand, Jagd, Fischfang, Segelsport,
Theater, Konzerte, Reunions.

Helgoland

Ausführung, Prospekte und
Auskunft erteilt **Riesel's**
Reisebureau, Berlin, Unter
den Linden 57, Haasenstein
& Vogler A.-G., sämtl.
Reisebureaus des Nord-
seebäder-Verbandes und
die Bade-Direction.

Sanatorium Johannisbad Eisenach's.

Muster-Naturheilanstalt.

Vorzüglichst eingerichtete Anstalt Deutschlands.

Ausserord. Erfolge b. allen chron. Leiden, besond.

Frauenleiden. Arzt u. Aerztin in der Anstalt.

Die Direction: **Johann Glau.**

Heilung, Prospekte
gratis.

MORPHIUM-

Kranke werden in 20 Tagen geheilt.

OHNE QUAL UND ZWANG

Prospekt und Kurbericht frei durch **Dr. F. Müller.**

* Sanatorium Baden-Baden, Scheibstrasse 1. *

Herrenalb

im württembergischen Schwarzwald

Klimatischer Kurort (365 M. d. d. M.)

zwischen Wildbad und Baden-Baden.

Entlastung von Karlsruhe-Ettlingen-Herrenalb.

Wasserheilverfahren, Elektrotherapie etc.

Geliebt von Jagd- und Fischliebhabern.

Prospekte durch Städtisches Bistier.

WILDBAD ADELHOLZEN

in Oberbayern, Station Bergen, Linie München-Salzburg

in herrlicher Gegend mit reizendem Panorama und Spaziergängen.

Ozonreiche, milde und staubfreie Luft. Unmittelbar am Wald gelegen.

Alle Arten Bäder. Gute, billige Verpflegung, circa 200 Zimmer mit vor-
züglichen Betten. **Posten** von 4.30 an. Reine Weine. Bade-
arzt: **Dr. M. Liese** im Curhaus. Prospekte und alles Nähere durch

Eröffnung 1. Mai.

Wilh. Mayr, Besitzer.

**Tüchtige
Dekorationsmaler**
gesucht.
Brückmann,
Boysen & Weber, Elberfeld.

Photographien 20
Blatt. 120 Bf. m. Verlag **VISIT**
Berlin 34, Friedrichsgracht 50.

Stottern

heilen dauernd **Dr. C. Donhardt's**
Anstalten **Dresden - Loschwitz**,
Stuttgart, **Rehenswaldstrasse 18**, und
Burgsteinfurt, **Westf.** **Herz. Loth.**
Honorar nach Heilg. Prospekte gratis.
Alteste staatl. durch S. M. Kaiser
Wilhelm ausgezeichnete Anst.-Deutschl.

Das Beste und Billigste

Prof. B. KOCH Act- und Freilichtstudien
250 Blatt. Bildgrösse 15/20 cm
Einzelne Blätter 40 Pfg.
H. WENDLER'S Künstlermagazin Berlin SW.

Seele

(12 Jahre Praxis — Prospekt gratis) —
P. P. Liebe, Augsburg.

Gegen 20 Pf. in Brief
marken theile jedem
mit, wie ich mit 18 Jah-
ren meinenschnelligen

Schnurrbart

erlangte.
G. Homann, Berlin NW.
Bredowstr. 6 B.

Patent-Bureau
G. Dedreux München
Ausführung Prospekte gratis.

Referenzen.
Telefon 788.

Bilz

Naturheilanstalt

Dresden-Radebeul, 3 Ärzte, Prospekte frei.

Naturheilkund

100. Auflage, Mk. 12.50 u. Mk. 16. —, d. alle
Buchhandl. und Bilz Verlag, Leipzig.



Kissingen - Hôtel de Russie.



1900 MÜNCHEN 1900
Jahres-Ausstellung
 von Kunstwerken
 im kgl. Glaspalast.
 1. Juni bis Ende Oktober
 — täglich geöffnet von 9 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends. —
 Die Münchener Künstler-Genossenschaft.



Gratis! Interessante Sendung
 geg. Retourmarke, versch. 30 Pfg.
 Kunstverlag A. KAHN, Hamburg 3.



Hammond

weitauß beste Schnellschreibmaschine.

Sichtbare Schrift; auswechselbare Typen; automatischer Abdruck,
 kürzester Tastenniederdruck, daher grösste Schnelligkeit (Record 12 Buch-
 staben pro Sekunde), bequemste und weitgehendste Anwendung. Grösste
 Dauerhaftigkeit etc. Pennsylvania Eisenbahn-Ges. 500 Maschinen. Chicago-
 und Boston-Unterrichtsbehörde je 100. Fr. Krupp-Essen 70. Prager
 Eisen-Industrie-Ges. 100. Preise 450 Mk. u. 350 Mk.

Alleinverkauf für Deutschland, Oesterreich, Schweiz:

Zweiggeschäft: **FERDINAND SCHREY** Zweiggeschäft:
 Wien I, Kärntnerstr. 26 Berlin SW. 19. Basel, St. Leonhardsstr. 16



Jeder staunt über die Vorzüge meines
 hierin alle vereint. No. 202 ist in Etui und elegant
 ausgestattet. Höhe 13, Breite 11 cm, zu
 11. — Mk. franco. Unser Garantie.

Musterbuch über Feldstecher, Uhren etc. gratis
 und franco.
W. Bell, Fochs No. 79 b. Söfingen.

F. Andrä aus Heerdt schreibt: Eine Prüfung
 Ihres Glases gegen eine Ihrer Konkurrenz fiel zu
 Ihren Gunsten aus-etc.



Oswald Nier's

Antigichtwein

In **Vin Dufo!**
 Frankreich: die
 besichtigte 24 Stunden heftigst
 in Gicht- und Rheumatismus-
 schmerzen, vertriebt von
 diesen Krankheiten, enthält weder
 Salicyl noch Colchicum, ist voll-
 ständig unschädlich.
 In oder durch jede Apotheke in
 Deutschland zu beziehen.
 No. 15. Engros-Verkauf bei
Oswald Nier in Berlin,
 daselbst Broschüre gratis u. franco.

Die intensive geistige Inanspruchnahme und Unruhe in unserem heutigen
 Erwerbsleben bedingt bei vielen

HERREN

sich häufig eine vorzeitige Abnahme der besten Kraft, woraus dann meist un-
 glücklichste Familienresultate resultiert, als man ahnt. Was derartige wahrgenommen
 oder befürchtet wird, stürme man nicht, sich über die weltbekannte „Gassen'sche
 Erfindung“ zu informieren, entweder durch seinen Arzt oder durch direkten Bezug
 meiner sehr instruktiven Broschüre mit eichell erhaltenen Gutachten erster
 ärztlicher Autoritäten, sowie mit gerichtlichem Urteil und zahlreichen Klienten-
 berichten. Preis Mk. 0.80 franco als Doppelbrief.

PAUL GASSEN, Köln a. Rh., No. 43.



Humor des Auslandes

Wiß Rate: Und Sie vermochten bei feld?
 mit Berlichem Auge: regen fall zu gleichen?
Colonel: Ralt? Ich linge Ihnen, mein
 Fräulein, ich bedte förmlich vor Käite.
 (Whiff.)

Percy: Der arme Jock; er ist wirklich
 zu bedauern.

Ethid: Was ist's mit ihm? Er ist doch
 erst einen Monat verheiratet.

Percy: Ja, und nun ist sein reicher
 Onkel gestorben und hat ihm eine Million
 Dollars hinterlassen, jetzt — wo es zu spät ist!
 (New-York Weekly)

Der kleine Hans (vor einem Baum,
 auf dem die Rinde sich zahlreiche Liebespaare
 verewigt haben): Du, Mama, ist das ein
 Stammbaum? (Barcelona comica)

Bergab zu radeln

ist eine Lust. Man stellt die Räder auf
 und läßt das Rad laufen. Aber nur bei
 vollkommenen Pneumatis. Sonst wackelt man
 auf und ab. Wenn dabei der Vorder-
 reif platzt und deshalb die Strenge nicht
 mehr angreifen kann, rettet man sich ge-
 schäftiger Abprüfung. Es ist dann Zeit für
 einen unüberwindlichen Pneumatis
 zu kaufen. Jeder ist man auf einem
Excelsior-Pneumatic. Seine kummierte
 Contraction und sein ausgeglichener Baro-
 quumst sind jedem Fahrer bekannt. Er
 ist der besten Methode und darum auch
 billigste Helfer für Radfahrer.

Sonderdrucke

Von dem in dieser Nummer ent-
 haltenen Blatte P. W. Keller-Realitäten:
 „Sommerabend“, haben wir Sonder-
 drucke auf Kunstschreibpapier herstel-
 len lassen, die wir pro Stück für 1 Mark
 (für Porto u. Verpackung 65 Pf. mehr)
 versenden.

G. Hirth's Verlag.

Verlag von Paul Parey, Berlin.

Sieben erschießen:



Eine psychologische Studie von

R. Gracser.

Titelblatt-Zeichnung von M. Bernuth.

Preis M. 1.60.

Der Verfasser sucht den Anhalt und
 Erklärung der menschlichen Seelenarbeit
 an der Hand der Entwicklungstheorie nachzu-
 greifen.

Zu beziehen d. alle Buchhandlungen.



Max Slevogt (München)

Pro patria!

Ein Slottentied für die „harmlosere“ Jugend
Und wird auf Champagner erhöht nun der Söll,
Ihr Brüderchen: ergo bibamus!
Dann trinken in eylem wir redlich uns voll,
Drum immer auf's Neue: bibamus!
Es wird nicht geknauert, es wird nicht geschmorgt.
Der Söll ist bezahlt und der Wein wird — geborgt
So flott für die Slotte der Slotte stets jorgt!

Wir tlingen und tlingen: bibamus!

Und reicht der Credit 'mal nicht mehr für Setz,
Ihr Fröhligen: ergo bibamus!
Laßt se'n, wie der Schnaps aus der Fremde
uns schmeckt!

Wir nippen und schlürfen: bibamus!
Wir trinken, daß stolz sich die Slotte vernehre',
Ganz trinkig dann Hollands und Frankreichs
Liquour,
Wir trinken, wo kämen die Mittel sonst her:
Wir trinken und tlingen: bibamus!

Aur lustig die Biere des Auslands verzollt!
Proß, Freunde, ruft immer: bibamus!
Die goldigen Tropfen, sie bringen uns Gold
Pro Patria! Ergo: bibamus!
Aun labe, du Pilsner, die durstige Rehl',
Deran mit dem „Schwedat“, wir bleiben fidel,
Aur bleibt uns vom Leibe mit Porter und Ale!
Im Abreigen: ergo bibamus!

Ernst v. Lom

Gedankenfreiheit

Freund, besieh dies Bild Dir recht:
Einkerhand ein Pfaffenknecht
Hält gar fromm den Follerknüttel,
Rechterhand ein starker Rüpel.
Wenn Du recht ihn kennst, so ist er.
Ein german'scher Spießphilister.
In der Mitte aber steht
Wie gewöhnlich der Prophet
Und zeigt sich als freier Denker;
Denn gebunden hat der Henker
Alles, was sich an dem Mann
Ein'germaßen rühren kann.
So ist es für ihn gesund;
Auch ein Knebel steckt im Mund,
Deshalb ist er völlig still — —
Doch das Denken? — Ja das Denken
Kann man leider noch nicht henken —
Denken kann er, was er will!

Ego

Der berühmte Dreißiggräf Bädler-Klein-
schime ist vom Bezirksausschuß in Glogau
wegen aufrührerischer Reden seines Amtes
entsetzt worden. — Das heißt aber gar nicht
nach dem Bibelwort gehandelt: „Du sollst
dem — Grafen, der da drischt, den
Mund nicht verbinden..!“

Auf den Theoretiker

Was machst Du aus der Kunst? Ein eiseren
Lehrgebäude?
Vergaßest Du denn ganz, daß sie ein Kind
der Freude?
Du mühlst Dich mürrisch ernst, ein Erdreich
abzusticken,
Den Boden theilst Du ab mit Gattern und
mit Hecken,
Doch oben, wo im Wind die freien Wipfel
schwingen,
hörst Du das Sängervolk wild-heit'ce Töne
tönen.

O. C. Hartleben

An die Nationalliberalen

Die meisten Nationalliberalen weigern sich
aus verfassungsrechtlichen Bedenken, die beab-
sichtigte Obstruktion gegen die lex Heinze mit-
zumachen.
(Zeitungsnachricht.)

Die Obstruktion im Reichstag liegt
auch schwer im Magen,
Warum denn nur? Sie ist der Freiheit
doch gesund?!

Ach so! Was Kräfte'ges könnt ihr
längst nicht mehr vertragen —
An „Obstruktion“ der Freiheit geht
ihr noch zu Grund! ■

Die Dreibund-Gegner in Oesterreich

immer wieder dem zornigen Hündchen gleich,
Das auf akustischem Wege den Wellenlaut
Seinem Willen gemäss verändern
Will und beharrlich den klaren, leuchtenden
Vollmond anbellt —

Also stemmt sich der thörichte Uebermuth,
Der für die strafende Peitsche schon reif scheint,

Stemmt sich gegen den Gang der Dinge
Fürchterlich kläffend die neubussitische
Dreibundfeindschaft.

Doch die leuchtende Luna genirt es nicht —
Nicht im geringsten genirt es den Wellenlaut,
Wenn gewaltig sich — set's auf Zweien,
Oder auf doppelt so vielen Füßen ein
Maulheld breit macht!

Loki

Wahre Geschichte

In einer sehr frommen, gut katholischen
Gegend Deutschlands, welche durch ihren
trefflichen Wein und die Lebenslust ihrer
Bewohner berühmt ist, passirte es dem
jungen Sprossen der besten, frömmsten,
ultramontanen Familie, daß sein liebens-
würdiger Vorfahr mit einer jungen Dame
nicht ohne Folgen blieb. Das arme Kind
war in Verzweiflung. Es eilte zu seinem
Geliebten, ihm das Schreckliche mitzutheilen.
Der „gut Ultramontane“ war nicht min-
der entsetzt. Mein Gott, mein Gott!
Da war nicht nur der schreckliche Skandal
in der Familie! Da gab es auch eine
schwere Sünde gegen das 6. Gebot zu
bereuen! Was thun? — „Du mußt —
wir müssen die Schuld wieder gut machen“,
weinte sie an seinem Hals. „Du hast recht,
Geliebte, Du hast recht! Wir wollen gleich
Morgen früh miteinander beichten
gehen,“ sprach er tief erschüttert! —

Und Sie haben sich — nicht geheirathet!

Der Spukgeist

In München gab's ein Mergerniß
Und Schrecken, mörderischen,
Weil no ein Geist mit Kohlen schmiß
Und ließ sich nicht erwischen.
Der Spukgeist war von frecher Art
Und machte seine Gegenwart
Auf's Kuppigste bemerkbar.

Das war ein Krachen und Geklopf,
Daß alle Fenster klirrten
Und die Begriffe sich im Kopf
Des braven Volks verwirrten.
Sie schrien nach der Polizei,
Die kam, wie stets, geschwind herbei,
Um das Gespenst zu bannen.

Sie lauschte mit gespanntem Ohr,
Den Säbel blank gezogen;
Die Knege harrete vor dem Thor,
Von Gänshaut überflogen,
Das Kabinweib, der Schusterbub —
Ein Herr vom Spiritistenclub
Hat gleichfalls mitgewimmelt.

Und schließlich war die Geistlichkeit
Drei Mann hoch auch zur Stelle
Und machte sich mit Muth bereit,
Zu freiten mit der Hölle.
Die Stola und das Cingulum,
Die hingen sie aus Vorsicht um —
Denn — weil — man kann nicht wissen..!

Mit Exorcismus und Gebet
Ward kräftig vorgegangen —
Wenn's einen Teufel geben thät',
Sie hätten ihn gefangen.
Jedoch der Abspukgeist spukte fort
Und schmiß, der Cleriker zum Tort,
Erst recht mit Kohlenstücken!

Schon wollten sie in ihrer Roth
Sich wenden an die Kammer,
Ob etwa Dallers Nachtgebot
Besondete den Jammer.
Und auch des Fürsten Löwenstein
Gedachten sie, der einst so fein
Den Teufel Zitrü jagte.

Doch endlich traf ein Journalist,
Ein skeptischer, das Wahre:
„Wenn hier ein Teufel thätig ist,
So hat er lange Haare!
Auch ist er nicht vom Geisterstamm —
Ich sag' nur eins: Cherchez la femme!“
Und — schwupp! — er war gefangen:

Ein junges Mägdlein hat's gethan,
Ein Fraß, ein halberblühter,
Die führte keck als Spukgeist an
Die ängstlichen Gemüther.
Ich hoff', daß man dem Wiß zu lieb,
Mit dem sie ihren Spaß betrieb,
Sie weiter nicht verhaue!

Denn, hochverehrtes Publikum,
Es läßt sich nicht vergleichen:
In Wahrheit geht ein Teufel um
Gar manchmal jezt in Dapern!
Zwar Hörner hat er nicht und Schwanz,
Doch ist er schwarz und hat zwei ganz
Enorme Eselsohren!

Hansel

Agrarier unter sich

Rittergutsbesitzer A: „Ich lasse die
Grüffeln in meinem Walde von Schwein-
en faden.“

Rittergutsbesitzer B: „Ich in mei-
nem Walde von meinen Mägden.“

Rittergutsbesitzer A: „Na, das ist
ja schließlich das selbe.“

Zeitgemäßer Stoßseufzer

Dame: Ach, wenn ich mein Gatte mit
mir doch so viel wie mit seinem Schnur-
bart zu schaffen machen möchte!



Gleiche Forderungen —

verschiedene Antworten

(Die „Mitlanders“ Westaustraliens haben ein Manifest an ihre „Mitbürger im britischen Reich“ gerichtet, in dem sie über die „schwere Unterdrückung“ klagen, deren Opfer sie sind. Das Manifest ist das genaue Gegenstück des berühmten Manifestes der „Mitlander Südafrika's.)



Wer in der Tram-Car schüttelreimt,
Vor Wuth ob dem Gerüttel schäumt.



Noch immer thun die Burenflinten
John Bull an Mafekings Fluren binden.



Bei griech'schen Statuen Stöcker-Roeren.



Und wär' ihm noch so wüst im Magen.



Das thut für ihn der Kindermann.



Passst nicht für Maler frommer Sujets.



Freut heimlich sich der „Jugend“ doch.

Das Wiener Farbenverbot

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Hat die Studenten-Kellerei
Von Neuem erfangen.
Sobald die schwarzen Brüder nah'n,
Da wird zur Schlacht der Bummel,
Man rempelt sie entrüftet an,
Bedrohlich wird der Rummel;
Ja, den Couleurs der Clerici
Ist es recht schlimm ergangen
Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen.
Der Herr Rector Magnificus
Sprach: „Gordisch ist der Knoten,
Jedoch ich bin ein Pfaffensohn
Und helf' mir mit Verbotten!“
Und so verbot das hohe Amt
Das Stößen und das Hauen
Sowie die Farben insgesamt,
Die rothen, grünen, blauen.
Was weiter kommt, war nicht bekannt,
Als ich dies Lied geschrieben,
Doch grüß' ich froh zum Donaustrand:
Es lebe, was wir lieben!
Studentenlust im Frühlingsslicht
Soll hundertfarbig strahlen,
Doch nur in einer Farbe nicht:
Im Schwarz der Clericalen.
Bist Du ein Kömmling, gut, dann laß
Von Mönchen, braunen, weißen
Und schwarzen mit dem Wehrrauchsaß
Dich schnell willkommen heißen!

Willio

Ein glücklicher Mensch

Ein preussischer Regierungsrath Namens
v. Unruh hat eine Schrift verfaßt über „Das
Glück und wie man dazu gelangt.“
Darin kommen außer anderen, gleich schönen
Sätzen auch diese vor:

„Ebenso wird die weitverbreitete Ansicht,
daß die Reichen, die sogenannten beati
possidentes, es leichter hätten, glücklich zu sein,
als die Armen, als irrig bezeichnet werden
müssen.“

„Hierzu kommt, daß der Reiche stets der
Gefahr ausgesetzt ist, sein Vermögen ganz
oder theilweise zu verlieren.“

„Auch wird der Reiche in den seltensten
Fällen in der Lage sein, mehreren Kindern
eine ebenso günstige Lebenslage zu verschaffen,
wie er selbst hat, während der mittellose Ar-
beiter seine Kinder schon in derselben Lage
weiß, in der er sich selbst befindet, wenn die
selben nur ihre Arbeitskraft haben. Die
Schließung einer Ehe und damit der Genuß
des Familienglücks ist daher für den Armen
leichter möglich als für den Reichen.“

„Wenn somit die Chancen des Armen,
glücklich zu werden, jedenfalls größer sind,
als die des Reichen, könnte man sich fragen,
ob nicht die Kommunisten Recht haben, wenn
sie die Aufhebung des Privateigentums ver-
langen.“ (Ja?)

„Diese Frage ist aber entschieden zu ver-
neinen.“

Es ist nicht recht zu verstehen, daß Herr
v. Unruh sich eine große Anzahl gewichtiger
Gründe hat entgehen lassen, z. B. den, daß
dem Reichen unter Umständen ein Falsch-
trickelchen im Dasse stecken bleibt, während

diese Gefahr bei dem Armen nahezu aus-
geschlossen ist. Auch aus jenen kleinen Beant-
worten hätte Herr v. Unruh verweisen können, der von
sich sagen dürfte: „Ich habe zwar auch nichts;
aber das habe ich doch sicher!“

Merkwürdigerweise tritt trotz dieses Buches
das Gerücht auf, die preussische Regierung fürchte
Unruh'n.

Der neue Blutargh

Ein Schulfreund des Kultusministers
Landmann pflegt aus ihrer gemeinsamen
Jugendzeit eine Episode zu erzählen, welche
dieser im Drang der Gespräche wohl längst
vergessen hat:

Sie zogen an den entgegengesetzten Enden
einer Gummischmule, und der Kleine Land-
mann rief ermunternd:

„Je dehnbarer, desto besser!“

Da schnellte sie ihm in's Auge, daß ihm
ganz schwarz davor wurde.

Seit der Zeit drückt er, wenn er etwas
Elaßisches sieht, unwillkürlich beide
Augen zu.



Als Friedrich Schiller das Licht der
Welt erblickt hatte, kam am nächsten Tage
der funstinnige Landesherr von Würtem-
berg nach Marbach, um sich den fünfjäh-
rigen Dichter der „Mäuber“ anzusehen.

Der beglückte Vater Schiller empfing
den hohen Herrn mit einer tiefen Verbeugung
und sagte, als der Herr den Wunsch
ausdrückte, den Neugeborenen zu sehen:
„Da müßte Hoheit noch e Stündle Geduld
haben. Im Augenblick ist grad e Herr aus
Berlin beim Buble drin und macht Schpe-
zialaufnahme für die „Woch.““



Ein braver Deutscher wurde von seinem
Herrn als Bedienter eines Engländers ab-
kommandiert.

Im Wirthshause ließ sich legerer eine
Schüssel Blutwürste vorsetzen, während der
Diener nur eine Wasserschuppe erhielt.

Wach dem Esen lechte sich jener be-
geistert in die Ecke und schnappte den
Lakaien an: „Goddam, Karl, Du hast noch
nicht genug?“

Dieser aber seufzte: „Der thut sich leicht!
Blut ist freilich dicker als Wasser!“





Sammelbüchse für das hungernde Indien

Max Slevogt

Der Congreß zum Schutz der wilden Thiere

In London tagt ein internationaler Congreß, der eifrig Maßregeln zum Schutze des wilden Gethiers im schwarzen Welttheil beräth. Man erfährt da, daß die zügellose Jagdgier der Europäer furchtbare Verheerungen angerichtet hat.

Ich blick erdöthend in den Schoß,
Denn was wir Menschen treiben,
Ist nachgerade beispiellos
Und läßt sich nicht beschreiben.

Zumal im heißen Afrika,
Da haufen wir abscheulich,
Im Congostaat etcetera
Sind unsere Thaten greulich!

Im Burenlande treiben wir
Die Sache noch viel toller,
Da morden, plündern, raufen wir
Im höchsten Tropenkolle.

Ganz Afrika verheert der Grimm
Der Thier- und Menschenjäger.
Der Fauna geht es fast so schlimm,
Wie dem Afrikanti-Neger.

Erbarungslos wird nachgesetzt
Den armen wilden Thieren,
Schon muß man auf Congressen jetzt
Für ihren Schutz plaidieren.

Berggebras sucht, mein Lieber, Du
Und Quaggas schon vergeblich,
Desgleichen schmolz das Weißschwanz-Gnu
Zusammen schon erheblich.

Der Löw verkriecht sich in sein Loch,
Um gänzlich zu verschwinden.
Man wird vielleicht sehr bald nur noch
Ihn auf der Börse finden!

So fehlt's in nimmersatter Gier
Der Mensch dem schönsten Haffe.
Ich bin ein Mensch — mir graut vor mir,
Nir graut vor meiner Kasse! Bohemund

Sarah Bernhardt und Coquelin

unternehmen demnächst eine große amerikanische Tournee, deren Repertoire folgendermaßen festgelegt ist:

Hamlet (Hamlet): Mme. Bernhardt,
Ophelia: Mr. Coquelin.

Richard III. (Richard): Mme. Bernhardt,
Anna: Mr. Coquelin*).

Die bezähmte Widerspenstige (Petruchio): Mme. Bernhardt, Katharina: Mr. Coquelin).

Heinrich IV. (Falstaff): Mme. Bernhardt,
Dortchen Lafenreiger: Mr. Coquelin).

Die Cameliendame (Duval Vater): Mme.

Bernhardt, Marie Duplessis: Mr. Coquelin).

Trilby (Svengali): Mme. Bernhardt,
Trilby: Mr. Coquelin).

Hannele (Maurer Mattern): Mme.

Bernhardt, Hannele: Mr. Coquelin).

Ca ira, ça ira!

J. de G.

*) „Bard je in solcher Laun' ein Bist gefreit“

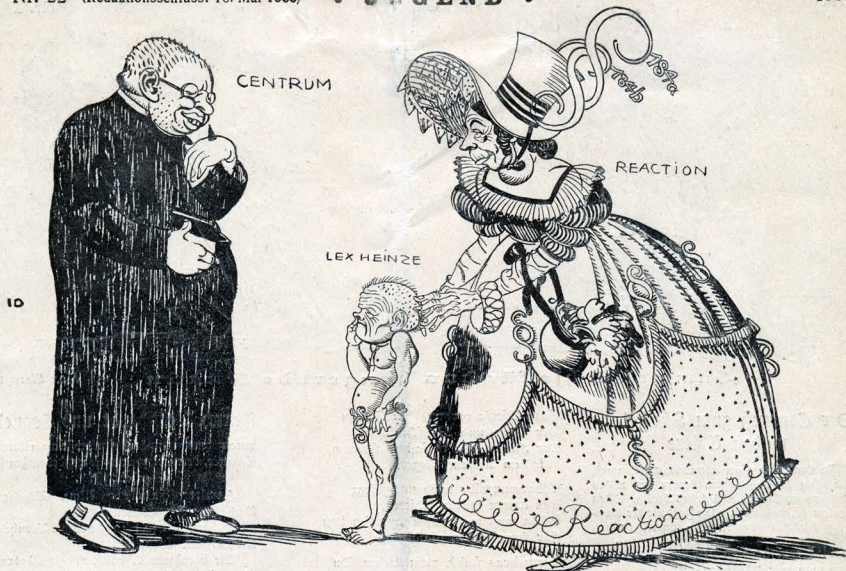


Die Verbündeten

John Bull: „Hilf mir, Jonathan, meinen Karren hinaufschieben.“

Jonathan: „Hab' keine Zeit! Muß meinen eigenen Karren fahren!“

(Das amerikanische Repräsentantenhaus hat kürzlich die Nicaragua-Kanal-Vorlage angenommen und damit England einen Schlag in's Gesicht verriecht.)



„Ganz der Papa!“

Die tschechische Obstruktion

Die allgemeine Sympathie —
Der Wenzel, der geniest sie nie.
's ist nicht herauszukriegen,
Warum die Herzen nirgendwo
Trotz seinem neuen Pressbureau
Ihm froh entgegensiegen!

Er hört mit Reid, wie hoch man preist
Des Burenvolkes Heldengeist,
Und kann es nicht begreifen,
Warum die Blicke aller Welt,
Obgleich so nah der Tschechen-Zeld,
Stets in die Ferne schweifen.

Selbst wenn der Dr. Herold brüllt,
Schweißstreichend und fuchstrenfischwild,
Und wenn das Staatsrechtsfähnchen
Der Streansky schwingt mit Wuch-
geschnauf,
So fräht darnach schon bald darauf
Nicht das geringste Zähnekn.

Selbst wenn der Wenzel obstruiert,
Wobei ihn Dr. Raizl führt,
Der zwanzigtausend Kronen
Als „Kath der Krone“ baar bezieht,
Gibt's keinen Kranz und gibt's kein Lied,
Den Wenzel zu belohnen.

Erklärt mir doch, Graf Cerindur,
Ich bitt' Euch schon, wie kommt das nur,
Daß er, der doch so bieder,
Und der sich selbst so sehr gefällt —
Der Wenzel — faßt der ganzen Welt
So sad ist und zuwider?

Josefus

Parabel

Und es war ein Mann in der Wüste,
der hatte keine Hofen an. Da es gerade
zur Zeit der lex Heinze war, so kam der
Wüstengeist zu ihm und sprach: „Das
geht von nun an so nicht länger, es
könnte das Schamgefühl verlegen!“

„Herr,“ sprach da der Wüstengeist-
culotte, „es gehen ja kaum Menschen,
meist nur Kameele hier vorbei!“

„O Du Einfalt,“ sagte der Wüstengeist,
„gerade die Kameele nehmen an
so was am meisten Anstoß!“

Archimedes

An die Knobler!

Knobler, tritt die „lex“ in Kraft,
Wird ein Spiel gleich abgeschafft:
Sucht nur recht bald Ersatz
für die Tour: „Der nackte Spag.“
O wählt dafür — wie schön es klingt:
„Ihr einsam Lied die Kerle singt.“

v. L.

Wiener Schnitzel

Der Zug der Zeit hat in Oesterreich immer
Verspätung.

Oesterreich's Mission besteht nach der Mein-
ung mancher Historiker darin, die Kultur nach
dem Osten zu tragen. Wir scheinen aber zu
viel exportiert zu haben, so daß wir jetzt nicht
den eigenen Bedarf im Lande zu decken ver-
mögen.

Ludwig Gauer

Den Gesetzgebern

Vermögt Ihrs, dem Sturmwind nachzusetzen,
Und Wolken zu fangen mit Sellen und Netzen,
Dann löst Ihr auch sicher das Räthsel auf:
Gedanken zu hemmen in ihrem Lauf.

Oskar Blumenthal

Graf Pückler,

der die Juden bekanntlich mit dem Dreschflegel
totschlagen wollte, hat jetzt auch ein Mittel
gegen die Sozialdemokratie gefunden. Er
schlägt folgendes Gesetz vor:

§ 1. Die sozialdemokratischen Führer wer-
den ausgewiesen.

§ 2. Die sozialdemokratische Presse hört
auf zu erscheinen.

§ 3. Das Versammlungsrecht ist für die
Sozialdemokratie aufgehoben.

§ 4. Die sozialdemokratische Partei hat
aufgehört zu existieren.

Herr Graf fassen die Quintessenz dieser
Paragraphen in die monumentalen Worte:
„Man brühe die Kerle einfach an die Wand,
daß ihnen die Schwarte knack.“

Herr Graf sind ein Heißsporn und schliefen
daher zu schnell von sich auf andere. Nicht
alle Welen sind mit Schwarte bedeckt.

Neues von Serenissimus

Serenissimus hat genehmigt, daß im Hof-
theater „Mutter Erde“ gegeben wird.

— „Noch eins, lieber Kindermann,“ fügt
er hinzu, „orgen Sie mir nur dafür, daß
— ah — die Tittelrolle gut besetzt wird.“